

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 127.

Posen, den 23. November 1927.

Nr. 127.

Copyright by Prometheus Verlag, München - Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Wand.

46. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Zu Ende März war die Neubearbeitung des Textes vollendet und Beethoven schrieb an Treitschke: „Mit großem Vergnügen habe ich Ihre Verbesserungen der Oper gelesen. Es bestimmt mich, die verödeten Ruinen eines alten Schlosses wieder aufzubauen. Ihr Freund Beethoven.“

Die drei Sänger drängten Beethoven, um mit ihrem Abend bald herauszukommen, aber dieser hatte sich ernst und eindringlich in seine Arbeit verbissen, die nur langsam vorwärts ging. Als auch Treitschke für die Sänger zu drängen versuchte, schrieb ihm Beethoven: „Die Geschichte mit der Oper ist die mühsamste der Welt. Ich bin mit dem meisten unzufrieden, und es ist beinahe kein Stück, woran ich nicht hier und da meiner jetzigen Unzufriedenheit einige Zufriedenheit hätte anflücken müssen. Das ist aber ein großer Unterschied zwischen dem Falle, sich dem freien Nachdenken oder der Begeisterung überlassen zu können.“

Obwohl Beethoven noch nicht fertig war, begannen Mitte April die Proben, da die neue Erstaufführung für den 23. Mai angelegt war. Einen Tag vorher war die Hauptprobe, aber die versprochene Overtüre (in E-Dur) war noch in der Feder des Komponisten. Man bestellte das Orchester zur Probe am Morgen der Aufführung, aber Beethoven kam nicht. Nach langem Warten fuhr Treitschke zu ihm, um ihn abzuholen, aber Beethoven lag im Bette, fest schlafend, neben ihm stand ein Becher mit Wein und Zwieback darin, die Bogen der Overtüre waren über das Bett und die Erde zerstreut. Ein ausgebranntes Licht bezeugte, daß er bis tief in die Nacht gearbeitet hatte. Die Unmöglichkeit der Beendigung war entschieden; man nahm für den Abend seine Overtüre zum „Prometheus“ und kündigte dem Publikum an, daß „wegen eingetretener Hindernisse für heute die Overtüre wegbleiben müsse!“

Was nunmehr erfolgte, war das endlich erreichte, verdiente Schicksal von Beethovens Meisterwerk! Die Oper war trefflich besetzt und einstudiert. Beethoven dirigierte, wobei ihn sein Feuer oft aus dem Takt riß, aber Kapellmeister Umlauf lenkte hinter seinem Rücken mit Blick und Hand alles zum Besten. Der Beifall war groß und wuchs von Vorstellung zu Vorstellung. Am 18. Juli fand bereits die siebente Aufführung statt, deren Erträgnis Beethoven an Stelle eines Honorars gewidmet war. Für diese Vorstellung schrieb Beethoven zwei neue Einlagen, das Lied des Rocco, „Gold ist eine schöne Sache“ und eine größere Arie für Leonore, „Komm, Hoffnung, laß den letzten Stern des Müden nicht erbleichen“, doch entfielen diese Stücke weiterhin, da sie den raschen Gang der Handlung störend hemmten.

„Fidelio“ war zur Zug- und Festoper des Wiener Kongressjahres geworden und gehört seit damals in ihrer

titanenhaften Größe zum kostbarsten, unvergänglichen Bestand der musikalischen Welt für alle Zukunft.

In dieses Jubeljahr fiel auch Beethovens letztes Auftreten als Klaviervirtuose in der Öffentlichkeit, wozu ihn seine stets wachsende Taubheit nötigte. Es war ein Morgenkonzert im Prater, wo er mit Schuppanzigh (Violine) und Link (Violoncell) sein großes Trio in B-Dur, opus 97 zur ersten Vorführung brachte und damit von seiner Konzerttätigkeit für immer Abschied nahm. Dagegen war er in geschlossenen Zirkeln nach wie vor ein gern gehörter und stets bewunderter Gast und erntete auf den Soireen im Palais Rasumoffsky, bei seinem Gönner Erzherzog Rudolf, wie in dem Musiksalon des angesehenen Hauses Streicher in der Ungargasse immer den reichsten Beifall. So stieg der Meister denn von Triumph zu Triumph, ihm huldigten die vielen gekrönten Häupter, die damals in Wien vereinigt waren, die Stadt Wien ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger, doch alles dies konnte den Titanen nicht befriedigen oder gar glücklich machen. Die Ehren, die ihm erwiesen wurden, glitten an ihm ab, er blieb einsam inmitten all dem höfischen und Festestrubel, und selbst der reichliche Geldregen, der ihm in diesem Jahre der Erfolge ins Haus strömte, vermochte an seinem Wesen nichts zu ändern. Er blieb immer, der er bisher gewesen — der Gewaltige, der Herrscher in seinem Reiche, das nicht von dieser Welt war; der mit beiden Füßen auf dieser banalen Erde stand und dessen Haupt in olympische Höhen ragte, weit über alle Mitwelt und alles Irdische.

In dieser Stimmung schrieb er, der fast völlig taub Gewordene, nachdem die Festtage des Wiener Kongresses und seine künstlerischen Triumphe verrauscht waren, in sein Tagebuch die ergreifenden Worte: „Alles, was Leben heißt, sei der Erhabenen geopfert und ein Heiligtum der Kunst! Laß mich leben, sei es auch mit Hilfsmitteln; wenn sie sich nur finden. Die Ohrenmaschinen womöglich zur Reise bringen, alsdann reisen. Dieses bist du dir, den Menschen und ihm, dem Allmächtigen, schuldig. Nur so kannst du noch einmal alles entwickeln, was in dir verschlossen bleiben muß. — Ein kleiner Hof — eine kleine Kapelle — von mir in ihr der Gesang geschrieben, ausgeführt zur Ehre des Allmächtigen, des Ewigen, Unendlichen. So mögen die letzten Tage verfließen — und der künftigen Menschheit. Händel, Bach, Gluck, Mozart, Haydns Porträte in meinem Zimmer — sie können auf Duldung Anspruch machen helfen. Mein Dekret: Nur im Lande bleiben. Wie leicht ist in jedem Flecken dieses erfüllt. Mein unglückseliges Gehör plagt mich hier nicht. Ist es doch, als ob jeder Baum zu mir spräche auf dem Lande: heilig, heilig! Im Walde Entzücken! Wer kann alles ausdrücken? Schlägt alles fehl, so bleibt das Land selbst im Winter wie Gaden, untere Brühl und so weiter. Leicht bei einem Bauern die Wohnung gemietet, um die Zeit gewiß wohlfeil. Süße Stille des Waldes! Der Wind, der beim zweiten schönen Tag schon eintritt, kann mich nicht in Wien halten, da er mein Feind ist.

Allmächtiger im Walde! Ich bin selig, glücklich im Walde: jeder Baum spricht durch dich. O Gott, welche

Herrlichkeit! In einer solchen Waldgegend, in den Höhen ist Ruhe, Ruhe — ihm dienen.

Ein Bauerngut, dann entfliehst du deinem Elend!“

Mit diesem aus tiefstem Herzen kommenden Notschrei, in dem Beethoven sein Bekenntnis zu Gott und zur Natur zu erschütterndem Ausdruck brachte, endete des Vielgeprüften und zu noch immer Höherem Berufenen Jahr der Triumphe.

XVIII.

Der Bruder Karl und sein Sohn.

Das Jahr 1815 sollte Beethoven ein neues Leid bescheren, gleichsam als wollte das grausame Schicksal ihm das freuden- und ereignisreiche Vorjahr entgelten lassen. Er hatte in dieser bewegten Zeit den Verkehr mit seinen bisherigen Freunden sehr stark eingeschränkt, weil er Zeit und Ruhe brauchte, um seinen Arbeiten zu obliegen, und weil er in der Person des Musikers Anton Schindler ein treu ergebenes Faktotum gewonnen hatte, der ihm alle rein geschäftlichen Sorgen und alle Mühen des Alltags abgenommen hatte. Diesen treuen Freund hatte Beethoven auf drollige Art kennengelernt. Der Geiger Schuppanzigh schrieb eines Tages einen Brief an Beethoven, in welchem er diesen zu einer Probe einlud, und Schindler, der schon lange begierig war, Beethoven kennen zu lernen, erbot sich gern, den Brief zu bestellen und die Antwort zu bringen. Schindler kletterte die vier Stockwerke im Pasqualatthause auf der Mülkerbastei mit klopfendem Herzen hinauf, sollte er doch den von ihm hochverehrten Meister in den nächsten Minuten sehen und sprechen können. Der gerade mit einer Rückarbeit beschäftigte Diener Beethovens führte den Besucher in die Stube des Meisters, der an seinem Schreibtisch saß und arbeitete.

„Ich habe einen Brief von Herrn von Schuppanzigh zu überreichen,“ sagte er devot und überreichte Beethoven das Schreiben.

Wortlos nahm dieser den Brief, öffnete denselben und las ihn rasch.

Schindler verschlang indessen Beethoven mit seinen neugierigen Blicken und harrete erwartungsvoll auf die Antwort aus dem Munde des Künstlers, die in dem Schreiben erbeten war.

Beethoven hob den Kopf und sah den ganz verächtelt dastehenden Boten an.

„Ja!“

Das war alles, was er von dem hochverehrten Meister, der sich sofort wieder seiner Arbeit widmete, zu hören bekam. Schindler blieb noch eine Weile stehen, um sich an dem Anblick Beethovens zu weiden, doch dieser nahm weiter keine Notiz mehr von ihm, so daß er sich unbemerkt wieder zurückziehen mußte.

Das war der lakonische Anfang einer Freundschaft, die bis zu den letzten Lebensjahren Beethovens währen sollte und die diesem eine wertvolle Treue und Ergebenheit von Seiten Anton Schindlers bot, der im Februar 1815 als Erzieher nach Brünn ging, aber von dort als politisch verdächtig bald wieder nach Wien zurückkehren mußte. Beethoven, der trotz des vielen Verkehrs in Hof- und Adelskreisen ein ausgesprochener Republikaner war, interessierte sich für den Fall und lud Schindler ein, ihm seine Erlebnisse in Brünn zu erzählen, zu welchem Zweck er ihn im Bierhaus „Zum Blumenstok“ im Ballgäßchen, wo er täglich um 4 Uhr sei, um dort Zeitungen zu lesen, erwartete. Schindler kam, und Beethoven fand an ihm und seinen Erzählungen so viel Gefallen, daß er von nun an täglich kommen und mit ihm plaudern mußte. Wenn es schön war, begleitete er Beethoven stets nachher auf seinen Spaziergängen, und so knüpfte sich das Freundschaftsband, das die beiden Männer umschlang, bald fester und inniger.

In dieser Zeit war es, wo Beethovens Bruder Karl schwer erkrankte, und trotz der geringen Liebe, die Ludwig

zu dem Undankbaren hegte, nahm er dennoch an seinem Schicksal lebhaften Anteil. Karls Gattin, eine leichtfertige und gewissenlose Person, die ihren Mann tyrannisch zu beherrschen verstand, haßte ihren berühmten Schwager Ludwig, dessen offene Geradheit und Charakterfestigkeit ihr unangenehm war, und diese Frau trug viel zur stärkeren Entfremdung der Brüder bei. Das einzige Interesse, das Ludwig an seinen Bruder knüpfte, war dessen Sohn Karl, der damals acht Jahre zählte und für den Ludwig eine besondere Neigung hegte, weil er nach den drei Brüdern der einzige Träger des Namens Beethoven war.

Der Verkehr zwischen Ludwig und Karl wurde während dessen Erkrankung wieder aufgenommen, entwickelte sich aber keineswegs zu einem herzlichen, schon weil Frau Beethoven in Ludwig einen Gegner spürte, der ihr unangenehm zu werden drohte. Bei einem solchen Besuche vergaß Ludwig einmal im Hause seines Bruders einen Pack Noten, und Karl sah sich — aus Nachlässigkeit oder Bosheit? — nicht veranlaßt, die immerhin wichtigen und wertvollen Blätter dem Bruder ins Haus zu senden.

Die Familie saß eben bei Tisch, als die Tür heftig aufgerissen wurde und Beethoven zornrot im Antlitz hereinstürzte.

„Du Dieb, wo sind meine Noten?“ schrie er dem Bruder wütend entgegen.

Karl sprang erregt auf. „Ich weiß von keinen Noten!“

„Ich habe sie vor drei Wochen, als ich bei dir war, neben mich auf den Tisch gelegt und beim Weggehen darauf vergessen, sie wieder mitzunehmen!“

Frau Beethoven sah lächelnd auf die beiden hin, die sich mit wütenden Blicken maßen und bereit schienen, gegen einander tötlich zu werden.

„Ich weiß von keinen Noten,“ wiederholte Karl, durch des Bruders Zorn gereizt.

„Du hast sie vielleicht verkauft! Dir kann man ja alles zumuten!“

„Ludwig, kein Wort weiter!“ brauste Karl auf. „Du hast sie in deiner Nachlässigkeit, weiß Gott wo, verkauft und machst mich nun verantwortlich.“

„Ich weiß ganz bestimmt,“ sagte Ludwig energisch, „daß ich sie bei dir gelassen habe, und habe mich nur darum bisher nicht gekümmert, weil ich annahm, daß du so viel Rücksicht besitzen würdest, mir die Sachen zu übersenden.“

„Ich weiß von nichts,“ sagte Karl noch einmal und sah fragend auf seine Gattin hin. „Ist dir etwas davon bekannt?“

Frau Beethoven, die mit boshaftem Lächeln bei Tische geessen und schweigend dem errötenen Dorn der beiden Brüder zugehört hatte, erhob sich und schritt an eine Kommode, deren oberste Schublade sie aufriß.

„Da liegt der Schmarren!“

Damit riß sie Blatt um Blatt aus der Lade hervor und schleuderte sie verächtlich zu Boden. Beethoven folgte dem brutalen Vorgehen seiner Schwägerin mit wütendem Grimm, aber er bezwang sich.

„Karl, ich sehe ein, ich habe dir unrecht getan, aber . . .“ Er vollendete nicht.

Ueber die am Boden liegenden Blätter hinwegschreitend, verließ er rasch das Zimmer, ohne die Noten mitzunehmen.

Nunmehr begann zwischen dem Ehepaar ein würender Streit, der damit endete, daß Karl seiner Frau mit dem Hinauswerfen drohte und sie beschimpfte. Dann sandte er mit den zusammengelesenen Notenblättern, die er säuberlich verpackte, seinen Sohn Karl zu dem erzürnten Bruder.

Beethoven empfing den kleinen Jungen ungemein freundlich.

„Armer Bub! Was soll aus dir werden, wenn deinem Vater . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Papierflugeln

Von Sherwood Anderson.

Er war ein alter Mann mit weißem Bart, großer Nase und riesigen Händen. Lange vor der Zeit, von der hier zu berichten ist, war er Arzt gewesen und mit einem lebensmüden Schimmel durch die Straßen Winesburgs von Haus zu Haus gefahren. Später heiratete er ein Mädchen, das ihm Geld mitbrachte. Sie hatte von ihrem Vater eine große, ertragreiche Farm geerbt. Des Doktors Frau war gelassen, groß und schwarzhaarig; in der Meinung vieler Leute galt sie für sehr schön. Alle Einwohner Winesburgs zerbrachen sich die Köpfe darüber, weshalb sie den Doktor geheiratet hatte. Schon im ersten Jahre der Ehe starb sie.

Die Knöchel an des Doktors Händen waren ungewöhnlich groß. Bei geballter Faust sahen sie aus wie Bündel malnuzgroßer, ungemalter Holzflugeln, die an einem Gerippe von Stahlspangen befestigt waren. Er rauchte eine lange Pfeife; nach dem Tode seiner Frau sah er den ganzen Tag in seinem leeren Sprechzimmer dicht am Fenster, dessen Scheiben mit Spinnweben bedeckt waren. Er öffnete das Fenster niemals. Einmal, an einem heißen Augusttage, versuchte er's, aber da brachte er es nicht mehr auf. Später dachte er überhaupt nicht mehr daran.

Winesburg hatte den alten Mann vergessen; und doch lagen in Doktor Reech's Keime edelster Art verborgen. Während er einsam in seinem muffigen Sprechzimmer saß — im Hofeiner Block, über dem Laden der Paris Dry Goods Company —, war er unablässig an der Arbeit. Er baute etwas auf, das er immer wieder selbst zerstörte. Kleine Pyramiden aus lauter Wahrheiten baute er; und wenn er sie errichtet hatte, warf er sie wieder um, weil er die Wahrheiten als Bausteine für neue Pyramiden brauchte.

Doktor Reech war groß von Wuchs und trug schon seit zehn Jahren denselben Anzug, dessen Aermel verjährt waren, und an dessen Armen und Ellenbogen sich kleine Löcher zeigten. Darüber zog er im Hause einen leinenen Staubmantel mit mächtigen Taschen, in die er beständig Papierschnitzel stopfte. Nach einigen Wochen wurden die Papierschnitzel zu kleinen, harten Kugeln, und wenn die Taschen voll waren, leerte er sie einfach auf den Fußboden aus. In diesen zehn Jahren hatte er nur einen einzigen Freund, einen alten Mann, namens John Spaniard, der eine Baumschule besaß. Zuweilen, wenn er zum Scherzen aufgelegt war, holte der alte Doktor Reech eine Handvoll Papierschnitzel aus der Tasche hervor und warf sie dem Baumschulenmann an den Kopf. „Daß dich das Hagelwetter, du verrückter, alter Trübsalbläser!“ schrie er und lachte, daß es ihn schüttelte.

Die Geschichte vom Doktor Reech und seiner Werbung um das schlanke, schwarzhaarige Mädchen, das er heiratete und dessen Geld er erbt, ist eine sehr merkwürdige Geschichte. Sie ist köstlich, wie die verschrumpten kleinen Äpfel, die in Winesburgs Obstgärten wachsen. Da geht du im Herbst in die Gärten, und der Boden unter deinen Füßen ist hartactoren. Die Apfelkerne ist schon von den Bäumen genommen. Man hat die Äpfel in Kässer gepackt und sie in die großen Städte geschickt; dort werden sie in Wohnungen, die mit Büchern, Magazinen, Möbeln und Menschen vollgestopft sind, ausgelesen. Auf den Bäumen findest du nur noch ein paar verrunzelte Äpfel, um die sich das Pflücken nicht belohnt hat. Sie sehen aus wie die Knöchel an Doktor Reech's Händen. Wenn du sie anfingst, wirst du finden, daß sie köstlich sind. In einer kleinen runden Buchtung an der Seite der Frucht hat sich ihre ganze Süße gesammelt. Du läufst über den gefrorenen Boden von Baum zu Baum, sammelst die schrumpfligen, verrunzelten Äpfel und füllst dir die Taschen damit. Nur wenige wissen, wie süß diese verschrumpten Äpfel sind.

Das mit Doktor Reech und dem Mädchen begann an einem Sommernachmittag. Er war damals 45 Jahre alt und hatte bereits das Spiel mit den Papierschnitzeln begonnen, die er in seine Taschen stopfte, bis sie als harte, kleine Kugeln weggeworfen wurden. Diese Gewohnheit stammte aus den langen Stunden, da er auf seinem Dugan saß und der lebensmüde Schimmel langsam über die Landstraßen trieb. Auf die Papierschnitzel schrieb er Gedanken; Abschlüsse von Gedanken, Anfänge von Gedanken.

Alle diese Gedanken hatte Doktor Reech's Hirn gemacht, einen nach dem andern. Aus vielen von ihnen formte er eine Wahrheit, die sich vor seinem Geiste zu riesiger Größe aufreckte. Die Wahrheit überschattete die Welt, und ihm graute vor ihrer Schrecklichkeit. Dann schwand sie dahin, und die kleinen Gedanken begannen wieder ihr Spiel.

Die schlanke Schwarzhaarige kam zu Doktor Reech, weil sie sich Mutter fühlte und es mit der Angst bekommen hatte. Die Folge von Ereignissen, die sie in diesen Zustand gebracht hatte, war nicht minder merkwürdig.

Der Tod ihrer Eltern und die Erbschaft an reichem Land hatten ein ganzes Gefolge von Werbern an ihre Fesseln geheftet. Zwei Jahre lang sah sie fast jeden Abend freier in ihrem Hause. Mit Ausnahme von zweien waren sie sich alle gleich. Sie redeten ihr etwas von leidenschaftlicher Liebe vor, und dabei lauerte in ihrer Stimme und ihren Blicken sprungbereite Gier. Nur zwei, wie gesagt, waren anders, und doch waren sie gänzlich verschieden. Der eine, ein hagerer, junger Mann, Sohn eines Juweliers, redete beständig von der Jungfräulichkeit. Wenn er bei ihr war, sprach er niemals von etwas anderem. Der andere, ein schwarzhaariger Junge mit großen Ohren, sagte überhaupt nichts; aber er wußte es immer so einzurichten, daß er sie in eine dunkle Ecke bekam, wo er sie küssen konnte.

Eine Zeitlang kam es der schlanken Schwarzhaarigen so vor, als würde sie den Juweliersohn heiraten. Stundenlang saß sie und hörte ihm zu; schließlich aber stieg ein seltsames Fröstelgefühl in ihr auf. Hinter seinem Gerede über die Jungfräulichkeit begann sie eine Bitterkeit zu ahnen, die größer war, als bei all den

anderen Schwärmern. Zuweilen war ihr, als hielte er, in dessen er redete, ihren Körper in Händen; er dreht ihn, dachte sie, langsam in seinen weißen Händen hin und her und starrt ihn an. Nachts träumte ihr, er schlug die Zähne in ihren Körper, und Blut tropf von seinen Kimmladen. Dreimal hatte sie diesen Traum; dann fiel sie dem zur Beute, der gar nichts sagte; aber er biß sie tatsächlich im Augenblicke höchster Leidenschaft auf die Schulter, so daß die Spuren seiner Zähne noch tagelang sichtbar waren.

Als die schlanke Schwarzhaarige den Doktor Reech kennengelernt hatte, war es ihr, als würde sie ihn niemals wieder verlassen wollen. Sie kam eines Morgens in sein Sprechzimmer, und er schien, bevor sie noch ein einziges Wort gesprochen hatte, alles zu wissen, was ihr widerfahren war.

Im Sprechzimmer des Doktors war eine Frau — die Frau des Mannes, der die Buchhandlung Winesburgs besaß. Wie alle Landärzte alten Schlags, so zog auch Doktor Reech's Zähne; die Frau drückte, in dessen sie auf den Doktor wartete, ihr Taschentuch an die Wade und stöhnte. Ihr Mann saß neben ihr. Als der Zahn gezogen war und Blut auf ihr weißes Kleid tropfte, freilachten sie alle beide. Die schlanke Schwarzhaarige sah und hörte von alledem nichts. Als die beiden gegangen waren, wandte der Doktor sich lächelnd zu ihr. „Ich nehme Sie in meinem Wagen mit aufs Land hinaus,“ sagte er.

Mehrere Wochen lang waren die schlanke Schwarzhaarige und der Doktor fast täglich beisammen. Der Zustand, in den sie geraten war, endete in einer Erkrankung. Aber sie glich einem, der die Süße der verschrumpten Äpfel entdeckt hat: Sie fand, daß ihr die runde vollkommene Frucht, wie man sie in den Stadtwohnungen ist, gleichgültig geworden war. Im Herbst nach jener ersten Begegnung mit ihm heiratete sie Doktor Reech, und im darauffolgenden Frühjahr starb sie. Während des Winters las er ihr alle die Fesseln und Enden von Gedanken vor, die er auf die Papierschnitzel gekritzelt hatte. Wenn er damit fertig war, lachte er und stopfte die Schnitzel in die Taschen, um sie drinnen zu runden harten Kugeln werden zu lassen.

(Vorstehender Beitrag in der Uebersetzung von Karl Verbs wurde mit besonderer Genehmigung des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin, der ausgezeichneten Wochenschrift „Die literarische Welt“ entnommen.)

Der gebildete Hausknecht

von Schwundemann & Sohn.

Herr Schwundemann sen., in Firma Schwundemann & Sohn war ein sehr ruhiger Mann. Er hatte einen Choleriker als Prokuristen und einen Hausknecht namens Hansen, der sich oft recht „gebildet“ ausdrückte. Eines Tages kam, hochrot vor Zorn, der Prokurist herein und rief: „Denken Sie sich, Herr Schwundemann, der Hausknecht, dieser freche Kerl, sagte zu mir, ich soll ihn (folgt die landesübliche unanständige Zumutung)! Was raten Sie mir?“

Herr Schwundemann blinnte lange sinnend vor sich hin; dann sagte er:

„Ich an Ihrer Stelle täte es nicht!“

Einige Wochen später kam derselbe Prokurist abermals zu Herrn Schwundemann gestürzt und sagte: „Herr Schwundemann, ich muß verlangen, daß der Hausknecht entlassen wird. Was meinen Sie, was der unverschämte Mensch eben zu mir gesagt hat? Sie haben das Pulver auch nicht erfunden!“ hat er gesagt.

Herr Schwundemann blinnte seinen Prokuristen lange nachdenklich an und sagte endlich:

„Haben Sie es denn erfunden?“

Eines Tages wollte Frau Schwundemann in die Oper gehen und schickte Hansen zur Buchhandlung. Dort forderte Hansen ein „Tegrinlohnbuch“. Der Buchhändler vermochte nicht zu ergründen, was damit gemeint sei und schickte Hansen zurück mit dem Auftrage, einen „schriftlichen Zettel“ zu bringen. Kopfschüttelnd enifernte unser Hansen sich und kam nach kurzer Zeit mit der geschwollenen Bemerkung zurück: „Es war also doch richtig!“

Auf dem Zettel stand: „Ein Lohengrüntextbuch.“

Einmal war Hansen beschäftigt, eine Sendung von Porzellan-sachen auspacken. Dabei entglitt ein Turm von Tellern seinen Händen und klirrte auf den Zementfußboden.

Wütend kam der Prokurist herbeigerannt, schon von weitem schimpfend:

Hansen aber trat ihm freundlich lächelnd entgegen, winkte mit der Hand und sagte: „Sagen Sie nichts, ich künbige hiermit!“ Die Kündigung wurde aber von dem Chef der Firma, dem alten Schwundemann, nicht angenommen.

Hansen erzählte überall in der Stadt, er sei bei Schwundemann & Sohn, der Erste im Geschäft. Das kam dem alten Schwundemann zu Ohren und er fragte Hansen:

„Sind Sie denn der Erste im Geschäft?“

„Ja, Herr Schwundemann,“ sagte Hansen, „ich bin es. Ich bin jeden Morgen der Erste, um das Geschäft aufzuschließen.“

„Da haben Sie recht, Hansen,“ sagte Schwundemann, be-friedigend, nickend.

Eines Tages kam bei Schwundemann & Sohn nach Ladenschluß der Dekonom Siedentopf vorgefahren und verlangte einen Schleifstein. Da niemand sonst mehr anwesend war, nahm der

gebildete Hansen den Aufst. entgegen und versprach, den Scherstein pünktlich zu besorgen. Zur Unterstützung seines Gedächtnisses malte er ein solches Instrument mit Kreide an die Tür.

Dem Detonom Siedentopf wurde aber am nächsten Tage an Stelle des Schleifsteins ein riesiger Käse zugesandt. Als sich das Versehen aufklärte, wurde Hansen zur Rede gestellt und er versicherte, daß er in seiner Schleifsteinzeichnung lediglich in der Mitte das Loch vergesen und daher am nächsten Tage geglaubt habe, es sei ein Käse gemeint gewesen.

Der Prokurist vno Schwundemann & Sohn hatte einige Tage im Geschäft gefehlt. Als er wiederkam, sagte er zu dem Hausknecht Hansen, der ihm als erster im Geschäft begegnete: „Wissen Sie, ich fühle mich noch gar nicht wieder so richtig wohl. Ich habe drei Tage mit Migräne zu Bett gelegen.“

„Was?“ sagte da der gebildete Hausknecht und sah den alten Geschäftigen Prokuristen erschüttert an. „Wie heißt das Frauenzimmer?“

Einmal war selbst der alte Schwundemann sehr erboft, nämlich als Hansen einen sehr wichtigen, eiligen Brief am nächsten Tage beibringt.

„Ja, Herr Schwundemann,“ sagte Hansen, „Sie haben doch selbst gesagt, der Brief habe Zeit bis morgen.“

„Was soll ich gesagt haben? Hören Sie, Hansen, sind Sie verkränkt oder bin ich es?“ meinte der Alte.

„Na,“ erwiderte Hansen, „Sie werden sich doch keinen verkränkten Hausknecht halten, Herr Schwundemann!“ Womit der „Alte“ natürlich entwandert war.

Bekanntnisse eines Bücherwurms.

Einen Bekannten habe ich, der niemals liest; kein Buch, keine Zeitung rührt er an — er will ein Original sein und erreicht es auf diese Weise. Ich aber muß gestehen, daß ich keinen unbedeutlichen Teil meiner Zeit mit den Gedanken anderer Leute verbringe. Ich verträume mein Leben in den Phantasien anderer. Meine Wonne ist es, mich in den Geist anderer Menschen zu verlieren. Wenn ich nicht spazieren gehe, lese ich. Stillstehen und denken kann ich nicht. Die Bücher denken für mich. Ich habe auch keine Sympathien und Antipathien in dieser Richtung und kann alles lesen, was ich ein Buch nenne. Es gibt aber Dinge in Buchform, die ich nicht als Bücher ansehe, dazu gehören Taschenbücher, Staatskalender, wissenschaftliche Abhandlungen, Almanache, Statuten und viele von den Büchern, die in der „Bibliothek eines gebildeten Mannes“ nicht fehlen dürfen. Abgesehen davon kann ich fast alles lesen.

Fest und dauerhaft gebunden zu sein, ist das Haupterfordernis eines Bandes, die schöne Ausstattung kommt erst in zweiter Reihe. Viele der Bücher aber werden dem echten Bücherliebhaber erst wert, wenn der Einband etwas abgegriffen und die Blätter voller Felssohren und vergilbt, mit Stockfleden durchsetzt, wenn sie abgelagert sind wie alter Wein. Was erzählen sie dann nicht alles von den tausend Fingern, die voll Entzücken ihre Seiten durchblättern haben, von den vielen Einsamen, denen sie nach mühseliger Tagesarbeit einen Genuß bereiten! Wer möchte sie weniger abgegriffen haben?

Im allgemeinen muß man sagen, daß die Ansprüche an den Einband eines Buches um so geringer sind, je besser sein Inhalt ist, doch ist die Dauerhaftigkeit auf jeden Fall von höchster Wichtigkeit. Es kommt freilich bisweilen vor, daß ein Band noch lebt, wenn sein Inhalt längst vom modernen Fortschritt zerfressen ist, daß also der Bahn der Zeit raschere Arbeit tut als die Moten und Würmer.

Unendlich viel hängt davon ab, wann und wo man ein Buch liest. Es ist ein anderes, ob man fünf Minuten vor dem Mittagessen aus Langeweile, weil das Essen noch nicht fertig ist, zu einem Buche greift und ein paar Seiten liest, oder ob man sich in bequemem Klubfessel an den Kamin setzt, die grünbeschilderte Studierlampe ansteckt und einen ganzen, langen, gemüthlichen Abend vor sich hat, den man bei seinem Buch verleben kann. Es gibt Dichter, die man überhaupt nur lesen sollte, nachdem man etwa durch eine Beethovens-Sonate seine Seele in die andächtige Schwirgung versetzt hat, die zu ihrer Aufnahme nötig ist. Aber welche Wonne kann so ein Novemberabend sein, wenn draußen der Regen peitscht und der Sturm heult und wir in köstlicher Abgeschlossenheit uns unform Buche hingeben! Dann Shakespeares „Sturm“ oder sein „Wintermärchen“ lesen ist Rückversicherung in das Paradies. So hinreißend wirkt die Lektüre, daß man allmählich das Alleinsein verliert und die Verse laut zu lesen beginnt, immer mehr hineinziehend in die feurige Begeisterung, die für die Seele so nötig ist wie der Belz dem frierenden Leibe.

Zu den Unenträglichkeiten des Lebens gehört eine ausgiebige Lesene Zeitung; wir haben uns mit ihren Nachrichten und Neuigkeiten vollgesogen wie ein Igel und haben nun auf einmal den Anblick der Zeitung satt, sie muß uns möglichst schnell aus den Augen, denn der Geruch ihrer Druckerwärme — penetrant in der That — fällt uns jetzt auf die Nerven. Also weg damit! So undankbar sind die Menschen. Nur was sie im Augenblick brauchen können, interessiert sie. Aber sollten sie sich etwa mit Dingen belasten, die erledigt sind? Und doch läßt sich nicht leugnen, daß fast jeder Mensch auf seine Zeitung wirklich neugierig ist, — ebenjowenig aber, daß er sie immer ein wenig enttäuscht aus der Hand legt. Das, was er darin zu lesen erwartete, hat natürlich wieder nicht dringender! Und doch — man kann es

beim Friseur, beim Zahnarzt, in der Bahn beobachten: Wegen Betrugungen da, so greift jeder danach und studiert sie, als hinge sein Seelenheil von den meist veralteten Nachrichten ab.

Das größte Mitleid habe ich mit den „Mitlesern“, die in der Bahn zum Beispiel sich Hals und Augen berrenten müssen, um ein paar Zeilen von der Bekümmerte ihres glücklichen Nachbarn zu erwischen, und ein Mann hat einmal auf einem Bahnhof meine ganze Sympathie errungen, als ich den folgenden Zug echter Mitleidnahme auf seinen Mitmenschen an ihm beobachtete: Er hatte sich eine Zeitung gekauft, hatte sie entfaltet und studierte eifrig etwas auf ihrer Innenseite. Vor der Außenseite der Zeitung hatte sich ein Mitleser aufgespannt, den die politischen Nachrichten und der Leitartikel unbändig zu interessieren schienen, denn er hatte weder Auge noch Ohr für seine Umgebung. Der Zeitungsbesitzer hatte seine Lektüre beendet und wollte die Zeitung zusammenlegen und sich entfernen, als er auf einmal den versunkenen Mitleser bemerkte. Er winkte, da er den Mann nicht stören wollte, ohne weiteres einen Dienstmann heran, gab ihm ein Trinkgeld und drückte ihm die aufgeschlagene Zeitung in die Hand, die er so lange halten sollte, bis auch der Mitleser seinen Wissensdurst befriedigt hätte, der übrigens von dem Wechsel der Personen gar nichts bemerkte.

Ja, wenn es solche Menschen mehr in der Welt gäbe, dann wäre für alle Bücherwürmer das goldene Zeitalter angebrochen.

Aus aller Welt.

Die größten Kirchen Europas. Nach dem Fassungsvermögen gilt als die größte Kirche in Europa der St. Peters-Dom in Rom, der 50 000 Plätze enthält. Es folgen der Dom von Mailand mit 37 000, die St. Paulskirche in Rom mit 25 000, die Soffienkirche in Konstantinopel mit 23 000, Notre Dame in Paris mit 21 000 und die Kathedrale von Pisa mit 13 000.

Ein 200jähriger Karpsen. In einem Teiche bei London wurde von drei Knaben ein Karpsen gefangen, der 14 Pfund wog und dem Fischleute ein Alter von 200 Jahren zuschreiben. Der Fisch wurde dem Londoner fischkundlichen Institut als Marikat übergeben.

Die Wachstumschmerzen des Kindes. Nach Untersuchungen in einem Londoner Krankenhaus sind die Wachstumschmerzen des Kindes nicht als natürliche Erscheinungen, sondern als Vorboten von Rheumatismus zu erklären. Bei 2000 Kindern, die an Rheumatismus litten, wurde festgestellt, daß dieser Erkrankung die typischen Wachstumschmerzen vorausgingen.

Der Sport besiegt das Bier. Dem Rückgang des Bierkonsums in Deutschland ist ein Artikel im „Bayerischen Brauerei-Almanach“ gewidmet. Der Verfasser stellt eine Statistik auf, nach der vor dem Kriege jeder Deutsche jährlich 102 Liter Bier trank und heute der Konsum auf 70 Liter pro Kopf zurückgegangen ist. Der Grund des Rückganges wird in der Vorliebe der modernen Jugend für Tanz und vor allem für Sport gefunden.

Moderne Keuchhustenbehandlung. Die „Fortschr. d. Med.“ berichten über günstige Erfolge bei Keuchhustent Kindern mit ultravioletten Strahlen. Auch Freiluftbehandlung wirkt günstig. Eine spezifische Therapie mit Vakzinen und Immunsereen bringt keine Erfolge. Sehr günstige Erfolge sah der Verfasser seit über zehn Jahren bei Anwendung des Diothymins der Chemisch-Pharmazeutischen Produkte, Wiesbaden. Man kann es selbst Kindern in den ersten Lebensjahren geben.

Fröhliche Ecke.

Leistungsfähig. An einem Wirtshausstisch in Oberbayern sitzt ein Einheimischer. Er ist gerade damit beschäftigt, einen ganzen Schweinestopf zurechtzuliegen, um mit dem Verzehren zu beginnen. Nebenan sitzt ein Berliner, der dem Schauspiel mit wachsendem Erbauenen zuschaut. „Aber um Gottes willen!“ fragt er endlich, „Sie werden doch diesen Schweinestopf nicht alleine essen?“ „Na, na,“ erwidert der gemüthliche Bayer, „i krieg noch Knödel dazu und a Kraut.“

Lebenswürdig. Sie: „Es stört dich nicht, wenn ich spreche, während du arbeitest?“

Er: „Nein, keineswegs! Uebrigens höre ich auch nicht zu.“

In der Buchhandlung. „Meine Frau schwärmt so für Gedichte. Kann man nichts gegen machen. Sie wünscht sich die Gedichte von Will Fröhlich zum Geburtstag.“

Es gelang dem Verkäufer, festzustellen, daß Will Wespe gemeint war.

Berechnung. „Wo haben Sie denn das blaue Auge her?“

„Meine Frau hat eine Bierflasche nach mir gemorfen!“

„Na, so was, warum haben Sie sich denn nicht gebuddt?“

„Das hatte sie schon mit berechnet!“

Die erste Bedingung. „Ich wollte, du wärest mir treu wie ein Hund,“ seufzt der Liebhaber.

„Roof mir 'n Halsband,“ sagt die Geliebte.

„Frühchen, willst du gleich die kleine Biene in Frieden lassen! Das tut kein Kavaliere, daß er ein Mädchen schlägt!“

„Wat heeßt hier Kavaliere — wo mir bet Stide zweimal anjespußt hat!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styr, Poznan.